

Sandrine Bonnaire

Elle s'appelle Sabine

(IHR NAME IST SABINE)

Frankreich 2007

Regie	Sandrine Bonnaire
Drehbuch	Sandrine Bonnaire Catherine Cabrol
Kamera	Sandrine Bonnaire Catherine Cabrol
Schnitt	Svetlana Vaynblat
Ton	Jean-Bernard Thomasson Philippe Richard
Musik	Nicola Piovani aus <i>Caro Diario</i>
Originalmusik	Jefferson Lembeye Walter N'Guyen
Produzent	Thomas Schmitt
Produktion	Mosaïque Films

35mm / Farbe / 1:1,66

Länge: 85 Minuten

Französische Originalfassung mit deutschen Untertiteln

Ab 26. September 2008, Gartenbaukino

Synopsis

Ein erschütterndes Filmporträt der autistischen Sabine Bonnaire, gedreht von der Schauspielerin Sandrine Bonnaire, ihrer Lieblingsschwester.

Elle s'appelle Sabine erzählt Sabines Lebensgeschichte anhand von Heimvideos, die die Schauspielerin über einen Zeitraum von 25 Jahren von ihrer Schwester gemacht hat, und zeigt ihr aktuelles Leben in einem betreuten Wohnheim.

Im Mittelpunkt der Dokumentation steht eine faszinierende Persönlichkeit, deren Entwicklung und vielfältige Begabungen einem mangelhaften Betreuungssystem zum Opfer gefallen sind.

Nach fünf langen Jahren in der Psychiatrie findet Sabine nun in einem Wohnheim in der Charente wieder Gefallen am Leben, ihre Fähigkeiten sind jedoch nach wie vor dezimiert.

Der Film konstatiert eindrucksvoll das Fehlen geeigneter Betreuungszentren und die dramatischen Folgen.

Interview mit Sandrine Bonnaire

Warum haben Sie sich dazu entschlossen, diesen Film zu machen?

In erster Linie möchte ich mit diesem Film die öffentliche Hand davon überzeugen, oder zumindest dafür sensibilisieren, dass das Thema Autismus endlich in Angriff genommen werden muss, und in zweiter Linie im Namen der betroffenen Familien ein Zeugnis ablegen. Mein Ansatz war anfänglich also ein politischer. 2001 übernahm ich die Patenschaft der Autismus-Tage. Durch mein mehrjähriges Engagement in dieser Funktion konnte ich sehen, wie viele Familien im Schatten dieses Drama leben. Es musste zur Sprache gebracht werden.

Und die Schauspielerin musste hinter die Kamera wechseln, um dieses intime und starke Thema aufzugreifen?

Ja, eigentlich geisterte mir dieser Film schon seit Jahren im Kopf herum. Die Idee hatte am Ende des ersten von fünf Jahren Internierung meiner Schwester Sabine Gestalt angenommen. Sehr schnell sah ich, wie sich ihr Zustand verschlimmerte. Ich fand das nicht normal. Ich trauerte ihrer Schönheit und ihren früheren Fähigkeiten nach. Ich vertiefte mich in das, was ich heute meine „Archivbilder“ nenne, Super-8-Filme, die ich früher mit ihr gedreht hatte. Ich verglich ihre zwei Gesichter - die Sabine von früher mit der, zu der sie geworden war -, um verstehen zu können, warum sie so verfiel. Während der fünf Jahre, in denen sie eingesperrt war, wurde ich immer wütender und sagte mir: Eines Tages werde ich einen Film darüber machen... ich werde diesen Film machen!

Aber ich schob das Projekt immer wieder auf, aus Angst, man könnte es schamlos finden oder „menschelnd“, dass eine Schauspielerin einen Film über ihre Schwester dreht.

Die Patenschaft der Autismus-Tage war dann der Auslöser. Ich konnte versuchen, ein Zeichen zu setzen.

Im Film deutet ein die ganze Leinwand einnehmendes Insert die Kluft zwischen dem Davor und dem Danach an.

Diese fünf Jahre in der Psychiatrie waren für Sabine extrem brutal. Ein Teufelskreis: Je größer ihre Angst war, umso gewalttätiger reagierte sie. Je gewalttätiger sie war, umso mehr Medikamente bekam sie, die sie ihre Fähigkeiten kosteten, bis sie sogar inkontinent wurde.

Uns sagte man: „Das ist der Verlauf der Krankheit.“ Heute ist Sabine nicht mehr inkontinent! Ich habe für das Insert die Worte „5 Jahre eingesperrt“ gewählt, weil Sabine in meinen Augen fünf Jahre für ein Verbrechen absitzen musste, das sie nie begangen hat.

Fünf Jahre Internierung sind für jeden Menschen eine extrem brutale Erfahrung. Eingesperrt zu sein führt zur Gewalttätigkeit. Man sieht es im Film, Sabine besitzt große Vitalität. Hätte man diese Vitalität genutzt, hätte man ihrer dunklen Seite etwas entgegen halten können.

Diese Feststellung bestimmt Ihren Blick als Regisseurin.

Ja, es ging mir nicht darum, eine Dokumentation über den Autismus zu drehen, - nebenbei gesagt weiß ich noch immer nicht genau, was Autismus ist - sondern einen präzisen Zustand zu beleuchten: Sabine vor und Sabine nach der geschlossenen Abteilung. Das heißt, aufzuzeigen, dass jemand, der doch einige Fähigkeiten besitzt, diese aufgrund eines versagenden Systems verliert. Mit meinem Erfahrungsbericht will ich nicht behaupten, dass Behandlungen und Medikamente nutzlos sind oder dass man die Spitäler zusperren soll. Ich meine nur, dass das Krankenhaus ein Ort ist, an dem man Pflege erhält, ein Ort, an dem man vorübergehend ist, aber keinesfalls ein Ort, an dem man lebt.

Eine der Stärken des Films beruht darin, wie Sie es schaffen, dass man die Kamera vergisst, obwohl Sie immer ganz nah am Geschehen bleiben.

Ich wollte zu der spielerischen Verschworenheit zurückfinden, die zwischen mir und meiner Schwester herrschte, als wir miteinander verreisten. Sabine war daran gewöhnt, dass ich sie filme, es war mir wichtig, diese Verbundenheit wieder herzustellen. Gefilmt zu werden war für sie ein Weg, sich wichtig zu fühlen, und auch eine Möglichkeit, immer wieder zu verreisen.

Ich musste die Kamera selbst in die Hand nehmen, denn es ist mein Blick auf ihre Geschichte. Ich war die Einzige, die sie so intim betrachten konnte. Das Schwierigste war, den richtigen Abstand zu halten. In bestimmten Fällen habe ich zwei Kameras verwendet, aber 80 Prozent von dem, was man im Film sieht, habe ich selbst gefilmt.

Wer hat Sie begleitet?

Ich habe mich mit Menschen umgeben, die ich gut kenne und denen ich vertrauen kann. Die Fotografin Catherine Cabrol steht hinter der zweiten Kamera. Catherine fotografiert mich seit mehreren Jahren, und ich schätze sie auch als Regisseurin - ihre Dokumentation über geschlagene Frauen hat mich zutiefst berührt. Die Toningenieure Jean-Bernard Thomasson und Philippe Richard, die ich bei Chabrols *La Cérémonie* und *Au Cœur Du Mensonge* kennen

gelernt habe und die mittlerweile Freunde geworden sind, haben abwechselnd am Dreh mitgearbeitet. Thomas Schmitt, der Produzent, ist ebenfalls ein Freund.

Ich wollte diesen Film im engsten Kreis und mit der größtmöglichen Diskretion machen. Wir haben auch darauf geachtet, den Tagesablauf im Heim nie zu stören, und deshalb nur mit einem reduzierten Team gearbeitet.

Da Sie hinter der Kamera stehen, können Sie das Wechselspiel zwischen Ihrem Blick auf Sabine und der Liebe, die sie für Sie empfindet und unermüdlich von Ihnen einfordert, festhalten.

Sabine verlangt nach mir genauso wie nach ihren anderen Geschwistern. Seit ihrem Aufenthalt in der geschlossenen Abteilung ist die Angst, verlassen zu werden, sehr groß. Unsere Beziehung ist vielleicht etwas inniger, weil wir oft miteinander verreist sind, aber wenn ein anderes Familienmitglied diesen Film gemacht hätte, würde Sabine sich gleich verhalten. Mein Blick auf sie ist vielleicht eine Spur experimenteller, weil ich sie schon so oft gefilmt habe.

Warum hatten Sie schon damals das Bedürfnis, Ihre Schwester zu filmen?

Ich habe Sabine immer mit den Augen einer Schwester gesehen, aber auch mit dem Blick einer Regisseurin auf ihre Darstellerin. Zu Beginn wollte ich, dass sie eine Erinnerung an unsere Reisen hat. Dann filmte ich sie, um Dinge aus ihr herauszuholen, die, wie ich spürte, in ihr steckten. Sabine besuchte mich oft, ich gab ihr Theaterstücke zu lesen, ich setzte sie in Szene, ich spürte, dass sie sich entwickelte. Ich dachte, eines Tages könnte ich ihr dank dieser Videos die Fortschritte zeigen, die sie gemacht hat. Leider ist das Gegenteil eingetreten, ihr Zustand hat sich beträchtlich verschlechtert.

Bei den neuen Passagen muss es schwer gewesen sein, als Filmemacherin zu agieren und sich nicht von familiären Gefühlen und der Solidarität gegenüber einer leidenden Schwester ablenken zu lassen.

Es ging nur, indem ich mich auf meinen roten Faden konzentrierte: ein Protokoll über den Umgang mit Autismus zu filmen. Was macht man mit diesen Menschen, wenn Familie oder Angehörige ihnen nicht mehr helfen können? Wie schaut man sie an? Wie akzeptiert man ihre Andersartigkeit? Ich drehe ein Porträt von Sabine und gleichzeitig filme ich Menschen mit anderen Störungen. Ich sah gewissermaßen ständig doppelt, mein rechtes Auge filmte und mein linkes Auge achtete auf alles, was ringsum geschah.

Wie in der Szene, in der Ihre Kamera sich die Zeit nimmt, bei Olivier, einem jungen Epileptiker, zu bleiben, als er hinfällt, oder wenn sie in der Sequenz mit seiner Mutter auf seinen Händen ruht.

Olivier spricht viel, aber seine Gesten sind sehr langsam und er fällt hin. Ich habe mich mit dem Rhythmus in Einklang gebracht, in dem er lebt und sich bewegt.

Die Zwischenschnitte auf seine Hände veranschaulichen, wie ich mich diesem Film angenähert habe. Oliviers Hände sind Teil seiner Person. Seine Hände, von denen er sich wünscht, sie wären geschickter, wenn er Gitarre oder Klavier spielt, seine Hände, die nicht verhindern können, dass er während seiner Anfälle stürzt... Zwischenschnitte auf die Hände anderer Personen hätten für mich keinen Sinn gemacht. Es gab nur ein Händepaar, das ich filmen musste, und das war das von Olivier.

Man spürt die Verbundenheit und Zärtlichkeit zwischen Ihnen und Sabine, dennoch filmen Sie sie ohne Pathos und Zugeständnisse. In dieser Beziehung, die Sie etablieren, geht es nicht nur um Sabines Unglück, sie existiert als eigenständige Größe.

Ich wollte sie so filmen, wie sie ist, schön und weniger schön, zärtlich und gewalttätig, vulgär mit ihren Beschimpfungen und virtuos, wenn sie ein Präludium von Bach spielt.

Autisten sind nicht zwangsweise verschlossen und vollkommen stumm oder hochbegabt wie im Film *Rainman*. Ich habe versucht, noch andere Ausprägungen von Autismus abseits der üblichen Darstellungen zu zeigen. Ich wollte nicht nur auf die Absurdität eines abwegigen Systems hinweisen, ich wollte auch zeigen, wie es ist, einen Augenblick in ihrer Gesellschaft zu verbringen. Sie sind nicht so abstoßend, wie man glaubt, davor braucht man keine Angst zu haben. Sie drücken sich anders aus, doch so anders auch wieder nicht. Sie empfinden dasselbe wie wir, wenn sie Angst haben, wenn sie traurig sind... Der Unterschied ist, dass wir unsere Gefühle im Umgang mit anderen dosieren können, wir respektieren die Codes, die man uns gelehrt hat. Sie drücken sich über ihren Körper aus, wenn die Gefühle sie überwältigen und das Reden schwer fällt.

Mit 38 Jahren beißt sich Sabine, die psycho-infantil ist, wie ein kleines Kind in die Hände, um zu sagen, dass sie unglücklich ist. Aber was man bei einem kleinen Kind akzeptiert, weil man weiß, dass es sich durch die Erziehung entwickeln wird, akzeptiert man bei einem Erwachsenen weniger.

Warum war es wichtig, Sabines Aggressionen nicht zu kaschieren?

Ich wollte zeigen, dass es für eine Familie nicht leicht ist, mit dieser Aggression umzugehen. Gleichzeitig revanchiert Sabine sich für die Gewalt, die ihr widerfährt. Wie bereits in der Schule, als die Kinder sie „die verrückte Sabine!“ nannten. Auf derartige Übergriffe reagiert Sabine aggressiv. Ihre Gewalttätigkeit anderen gegenüber rührt von der emotionalen Verletzung, die ihr der Tod unseres Bruders zugefügt hat.

Gewalt erzeugt Gewalt, deshalb war es wichtig, sie zu zeigen. Wie geht man mit dieser Gewalttätigkeit um? Beruhigt man die Leute und hindert sie daran, sich auszudrücken? Sperrt man sie ein, interniert man sie? Oder versucht man zu verstehen, warum diese Person aggressiv ist?

Manchmal sind Gewaltakte gerechtfertigt. Sabrina wirft der Betreuerin den Becher Kompott an den Kopf, weil sie ihr verbietet, ihn zu essen. Warum darf sie kein Kompott essen, wenn sie Lust darauf hat? Würde man es auch uns verbieten? Sabrina spricht nicht, deshalb drückt sie ihre Auflehnung gegen diese ungerechte Frustration aus, indem sie den Becher wirft. Man kann sie verstehen.

Eine andere Stärke des Films liegt darin, wie Sie auf der Leinwand Zeit spürbar machen. Man sieht, wie Sabine sich verändert. Der Film dreht sich um den eklatanten Unterschied zwischen einer lachenden, rebellischen, musikalischen Jugendlichen von außergewöhnlicher Schönheit und der körperlich veränderten, sprachlosen oder aggressiven Sabine von heute.

Die Zeit ist ebenfalls ein Thema des Films. Die Zeit hat sie getötet. Das Zuviel an Zeit, die sie im Spital zugebracht hat, hat sie getötet. Deshalb musste ich die Zeit spürbar machen. Durch die Zeitlupe bei manchen alten Bildern, die mit den Jahren verblasst sind, kann ich die Rückkehr zu Erinnerungen unterstreichen und eine Art Traumzustand schaffen. Für mich ist Sabine eine Heldin. Eine Heldin wider Willen. Und wie bei allen Heldinnen möchte man einen Film über sie machen.

Mein Film sollte eindringlich sein, mit harten Schnitten. Sie springen einem ins Gesicht, man prallt auf das Davor und das Danach. Man verweilt lange genug bei der Schönheit der Sabine davor, um die Sabine von jetzt zu vergessen, und auf einmal kommt man zurück in die Realität der Gegenwart und ist erschüttert, sie so verändert zu sehen. Wie nach einem schönen Traum wacht man plötzlich in einer weitaus unschöneren Wirklichkeit auf.

Von diesen Grundlagen ging ich aus, um den Film zu drehen, beim Schneiden hat sich dann alles zusammengefügt. Ich wusste auch, dass das erste Bild von Sabine nach dem Vorspann jenes sein würde, wo sie halb schlafend und von den Medikamenten benommen auf dem Sofa liegt.

Wie haben Sie Ihre Off-Kommentare angelegt?

Normalerweise hasse ich es, wenn man Off-Kommentare verwendet, also ist es mir nicht leicht gefallen, sie einzuschieben. Da ich einen Kinofilm machen wollte, musste Sabines Geschichte bis zum Ende erzählt werden. Man musste genügend Informationen liefern, um ihre Geschichte in relativ kurzer Zeit verständlich zu machen. Ich hatte Angst, den roten Erzählfaden zu verlieren, denn die aus dem Off gesprochenen Passagen sind doch recht lang. Letzten Endes passt diese innere Stimme gut zu den alten Videos, weil sie mit der Nostalgie harmoniert, mit der ich dieser Zeit nach wie vor nachhänge.

Über Sabines Gegenwart informiert die Off-Stimme distanzierter und sachlicher.

Mit ihrer Modulation der Off-Stimme wurde die Regisseurin wieder zur Schauspielerin...

Ich habe lange überlegt, wie diese Off-Kommentare zu sprechen seien. Sollte ich sie als Schwester oder als Schauspielerin intonieren? Ich habe mehrere Versionen gemacht: Eine Version mit einer sehr involvierten und intimen Stimme, da ich, wenn ich ihre Geschichte erzähle, gezwungenermaßen auch meine erzähle. In einer anderen Version kam mehr die Schauspielerin durch. Ich versuchte es auch mit einer neutraleren Stimme, nichts war ganz schlüssig.

Letzten Endes ist es mir, glaube ich, gelungen, meine eigene Beteiligung an dieser Geschichte zu dosieren und gleichzeitig eine Stimme zu sein, die eine universellere Geschichte erzählt. Sie betrifft leider so viele Menschen.

Der Blick, den Sie auf Ihre Schwester richten, bezieht auch die Menschen in ihrem Umfeld mit ein.

Sabines Geschichte zu erzählen, bedeutet auch, zu zeigen, wo, wie und mit wem sie heute lebt. Es bedeutet, auch auf andere Problematiken hinzuweisen. Wie zum Beispiel durch die Aussage von Oliviers Mutter, deren Sorgen denen so vieler anderer Eltern ähneln, die in ständiger Angst um die Zukunft ihrer Kinder leben. Die sich Gedanken machen, was aus diesen Erwachsenen werden soll, später, wenn sie selbst nicht mehr da sind.

In dieser Sequenz sieht man einen liebevollen Jungen und seine Mutter, die sich schuldig fühlt, weil sie ihm dieses Leben geschenkt hat. Sie stellen ihr übrigens explizit die Frage nach ihren Schuldgefühlen. Hatten Sie auch welche?

Das Gefühl der Schuld empfindet hauptsächlich die Mutter. Weil sie das Kind bekommen hat, neigt sie dazu zu sagen: „Ich habe meinen Job schlecht erledigt“.

Als ich die alten Videos wieder sah, war ich überrascht, wie oft ich damals ungeduldig zu Sabine war. Ich fühlte mich schuldig, weil ich sie mehr als einmal zurechtgewiesen hatte, wenn sie uns mit Fragen bombardierte. Wir sagten ihr: „Schluss, Sabine, du nervst, wir haben dir schon geantwortet, es reicht“. Wir waren damals jung, Sabine war neunzehn, ich zwanzig, ich fühlte mich nicht in der Lage, diese ganze Verantwortung zu tragen. Mittlerweile habe ich einen Teil davon übernommen. Dass ich Mutter geworden bin, hat in mir das starke Bedürfnis geweckt, andere zu beschützen. Und Sabine ist wie ein Kind.

Nein, die Familie ist nicht schuld. Ich fordere, dass der Staat sich auf seine Verantwortung gegenüber Autisten und Autistinnen und geistig Behinderten überhaupt besinnt. Es läuft so vieles falsch, weil kein Geld da ist.

Der Film konfrontiert uns mit den irreparablen Schäden, die eine falsche Diagnose oder eine unangemessene Behandlung nach sich ziehen können.

Sabine hatte nicht einmal eine Diagnose, lange Zeit hindurch wussten wir nicht, woran sie leidet. Zudem ist eine Diagnose vor allem dann wertvoll, wenn sie in der frühen Kindheit gestellt wird. Doch selbst wenn man bei Sabine damals, als unser Bruder starb, autistische Verhaltensmuster diagnostiziert hätte, hätte es nicht viel an ihrer Zukunft geändert. Das wahre Problem ist, dass es nicht genügend Zentren für Autisten und geistig Behinderte gibt.

Sabine lebt jetzt in einem Heim für betreutes Wohnen in der Nähe von Angoulême.

Ich hatte das Glück, Joseph Desbrosse kennen zu lernen, den Leiter dieses Heims, in dem Menschen mit verschiedenen Störungen leben. Dieser Mann, der Großes leistet, sagte mir: „Ich habe keinen Platz für Sabine, aber wenn Sie interessiert sind, können Sie Vorstandsmitglied unseres Vereins werden. Mit Ihrer Bekanntheit und unserer Erfahrung können wir uns gemeinsam dafür einsetzen, dass solche Betreuungszentren gebaut werden.“ Wir trafen uns mit diversen Beamten, denen wir drei Projektentwürfe vorlegten. 2001, noch immer ohne Subventionen, schrieben wir einen Brief an den damaligen Premierminister Lionel Jospin. Unsere Projekte wurden abgesegnet und drei Wohnheime für je fünf Personen geschaffen.

Vor kurzem war ich bei Präsident Sarkozy, ich traf mit Arbeits- und Sozialminister Xavier Bertrand und mit Patrick Gohé, dem interministeriellen Abgeordneten für Behindertenfragen, zusammen. Wir organisierten eine Vorführung des Films im Ministerium und sind an der Gestaltung von Projekten für den Zeitraum 2008-2010 beteiligt.

Es scheint etwas in Bewegung zu kommen, doch es ist ziemlich kompliziert, denn der Ball ist nicht allein beim Staat. Die Regionen müssen bei der Finanzierung, bei den Grundstücken etc. mitspielen.

Dennoch kommen Heime billiger als ein Aufenthalt im Krankenhaus. In diesen Heimen, in denen je zwei Erzieher fünf Bewohner betreuen, erfolgt ein Großteil der therapeutischen Arbeit über den zwischenmenschlichen Bereich und Austausch. Das ist im Krankenhaus unmöglich, wo zwei Pfleger sich um dreißig Kranke kümmern, weshalb diese mit Medikamenten ruhig gestellt werden. Aus diesem Grund brauchen wir derartige Zentren, aber auch mehr Mittel für eine bessere Betreuung im Spital.

Man sieht, wie die Betreuer und die fünf Bewohner und Bewohnerinnen im Rahmen des Alltags miteinander arbeiten.

Genau, es ist Feldarbeit. In den Krankenhäusern sehen die Psychiater ihre Patienten einmal in der Woche für eine Stunde, bekommen Berichte über ihr Verhalten und arbeiten ausgehend davon mit ihnen. Im Heim ist die gesamte therapeutische Arbeit in den Alltag integriert, durch verschiedene Tätigkeiten, die die Person aufwerten; das Naheverhältnis zu den Betreuenden und das Leben in kleinen Fünfergruppen begünstigen eine Entwicklung.

Denken wir an uns selbst, wir alle brauchen einen Austausch, Kontakt, das Gefühl, an etwas teilzuhaben. Wie formuliert es die Psychiaterin im Film: „Hier behandeln wir Sabine als Individuum, als eigenständige Person.“ Ich weiß, dass Sabine Medikamente nehmen muss, wobei es das Ziel ist, sie auf ein Minimum zu reduzieren, aber auch die Art, wie man diese Personen betrachtet, spielt eine große Rolle bei der Betreuung. Seit sie in diesem Heim lebt, hat Sabine dank der Arbeit der Erzieher Fortschritte gemacht. Sie bringen ihr bei, zu sich selbst zurückzufinden. „Mach das, was du liebst, nicht kaputt, sperr es lieber weg. Wenn du dann eines Tages Lust hast, diese Dinge wieder zu sehen, weißt du, dass sie in Sicherheit sind.“

Mit der Gewalttätigkeit ist es dasselbe. Sie kündigt es mittlerweile an, bevor sie zuschlägt. Nicht immer... aber es ist ein Fortschritt. Deshalb zeige ich im Film die Erzieher bei der Arbeit, denn da spielt sich alles ab.

Wie haben das Pflegepersonal und die Bewohner des Heims reagiert, als sie den Film sahen?

Die Psychologin, die Erzieher und der Sachbearbeiter sahen es positiv, dass ich einen Film über Sabine machen wollte. Und letzten Endes haben die Dreharbeiten und der fertige Film allen etwas gebracht und gut getan.

Die Betreuer haben mir gesagt: „Jetzt verstehen wir, was Sie mit den Begabungen meinten, die Sabine vor der Psychiatrie hatte.“ Diese Bilder der Sabine von früher zu sehen, hilft ihnen bei der aktuellen Arbeit mit ihr.

Sprechen wir über Ihre Arbeit an der Tonspur. Woher stammt die Idee, Nicola Piovani Musik für Nanni Morettis Film Caro Diario zu verwenden?

Mir schwebte ein Klavierstück vor, in dem die Szenen nachklingen, in denen Sabine das Bach Präludium spielt. Aus dem Klavieranschlag von Sabine und von Nicola Piovani hört man dieselbe Süße heraus, eine ähnliche Art, die Noten manchmal kraftvoll ausklingen zu lassen. Und auch der Titel *Liebes Tagebuch* passte perfekt zum Projekt!

Piovani war so freundlich, uns die Rechte gratis zu überlassen. Meine Cutterin Svetlana Vaynblat und ich hatten die Idee, dieses musikalische Thema, das Sabines Zustand und ihre ganze Geschichte darstellt, allmählich langsamer werden zu lassen. Je älter sie wird, umso langsamer wird die Musik. Am Ende des Films ist sie ganz langgezogen. Wir haben Jefferson Lembeye gebeten, für den letzten Teil des Films, wenn Sabine introvertierter wird, seltsame, unerklärliche Tonfolgen zu komponieren. Diese tiefen und dumpfen Töne beschwören in mir die Gänge des Krankenhauses herauf. Zu Beginn hat die Musik zum Bild von Sabine, der die Sonne auf die langen blonden Haare scheint, eine leichte, fröhliche Note, doch mit zunehmender Filmdauer verdüstert sie sich. Am Ende vermischen sich die Melodien Jeffersons und Piovanis, getragene Melodien, in denen eine leise Hoffnung anklingt, die der am Schluss gestellten Frage entspricht.

Welche Antworten erhoffen Sie sich auf die Fragen, die Sie am Ende des Films stellen: „Sind die Folgen ihres Spitalaufenthalts reparabel? Gehört der Verfall ihrer Fähigkeiten zu ihrer Krankheit? Wird sie je ohne Medikamente leben können? Werde ich eines Tages wieder mit meiner kleinen Schwester verreisen können?“

Manches wird vielleicht wiederkommen, wenn man ihre Neuroleptika auf ein Minimum reduzieren kann, anderes ist leider für immer verloren. Ich glaube nicht, dass wir eines Tages wieder ans andere Ende der Welt reisen werden können...

Dieser Film ist eine andere Art, miteinander auf Reisen zu gehen. Nach der Präsentation des Films in Cannes schickte ich Sabine eine DVD, die sie sich regelmäßig ansieht. Vor den Dreharbeiten haben wir viel über dieses Projekt gesprochen. Ich wollte wissen, ob sie damit einverstanden ist, dass ich einen Film über sie mache. Sabine gab mir ihre Zustimmung. Als der Film abgedreht war, fragte ich sie: „Was für eine Erfahrung war das für dich?“ Sie antwortete mir: „Für mich war es wie ein Job.“ Ich antwortete ihr: „Du hast recht, es ist eine richtiger Job.“ Sie fühlte sich nützlich und bezog daraus große Befriedigung.

Das Interview führte Gaillac-Morgue